

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 2

Artikel: Wandlung auf Capri : eine Josef Victor von Scheffel-Skizze
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ABEND

Dies ist des Tages stille Stunde,
da sich das Tal in Schatten senkt,
der Bauer nach des Werktags Mühen
nach Hause seine Schritte lenkt.

Die Firne trinken letztes Glühen
und gehen mählich dann zur Ruh',
und mit den grauen Schatten gleitet
der Friede leis dem Tale zu.

Des Tages Hasten nimmt ein Ende
und stille wird's in Haus und Herz.
Aus tiefster Brust steigt leises Beten
himmelwärts.

D. Kundert

Wandlung auf Capri

Eine Josef Victor von Scheffel-Skizze von Stephan Georgi

Der Stammtisch der deutschen Künstler im Café Greco war überwiegend von Malern besetzt, die sich hier mit ihren breitkrämpigen Hüten oder den modischen hohen, schmalen Zylindern zum vino negro einfanden. Es gebrach nie an Gesprächsstoffen. Die Debatten über die sensationelle Tatsache, daß es der große Kollege Böcklin fertig gebracht hatte, hier in Rom das Dienstmädchen aus einer Schankwirtschaft zu heiraten, waren bereits in den Hintergrund getreten. Diesmal galt es, den Bericht über einen Ausflug ins Albanergebirge einzubringen, den ein Teil der Korona mit viel Alotria auf Eseln reitend ausgeführt hatte.

„Das muß der Josef erzählen! Der Scheffel! Der war mit dabei! Wenn einer trefflich erzählen kann, so ist er es. Wo steckt Freund Josef wieder? Er macht sich in letzter Zeit sehr rar und läuft kopfhängerisch umher. Man kennt sich zuweilen nicht recht aus bei ihm.“

„Der Schirokko wird ihm in die Glieder gefahren sein,“ witzelte einer. Und ein anderer wehrte ab: „Pst! Da kommt er schon!“

Der sechsundzwanzigjährige Doktor Scheffel trat ein. Hochaufgeschossen, im Anzug nach bestem Schnitt, ohne prozende Künstlermähne, hinter der Brille ein Paar humorvolle Augen, die in merkwürdigem Kontrast zu dem leise melancholischen Zug der Lippen standen. Er wurde als allseits beliebtes Korona-Mitglied mit Hallo empfangen. „Nan und los mit einem Bericht über den Eselsritt! Wir warten schon!“

Scheffel ließ sich nicht lange nötigen, erzählte launig die Begebenheiten und Abenteuer, kopierte das Wehgeschrei des Malers Souchon, der vom Esel gestürzt war und brach dann ab mit den Worten: „Wozu viel erzählen? Ich habe einiges davon in Bildern festgehalten.“ Er reichte den andern seine Skizzenmappe hinüber. „Hier, bitte. Ein paar Strichelungen aus den Albanerbergen.“

Die Mappe freiste, die Skizzen wurden durchgeblättert, weitergegeben, Köpfe nickten. „Tjaja, ein paar wirklich nette Sachen darunter. Aber wie war das nun weiter mit Souchon und dem Esel? Erzähle lieber.“

Doch Scheffel hatte plötzlich seine Gesprächigkeit verloren; er wich den weiteren Fragen aus, zerdrückte die Zigarre im Nischenbecher, klemmte seine Mappe unter den Arm und verließ mit kurzem Gruß das Lokal.

Er war gekränkt. Gewiß, man liebte und schätzte ihn in der Runde; aber wie oft war ihm schon aufgefallen, daß man seine Zeichnungen mit Flüchtigkeit behandelte, wie oft der Verdacht in ihm aufgestiegen, daß man seine Malerei nicht ernst nahm. Das verbitterte ihn, trieb ihn aus dem frohen Kollegenkreise immer wieder in die Einsamkeit. Denn er, er nahm seine Kunst ernst, faßte sie hoch auf und fühlte sich zu ihr berufen. — Verdrossen machte er sich auf den Heimweg.

*

Der Abend begann schon zu dämmern, als Scheffel von seinem einsamen Malausflug zurückkehrte, den Schlapphut auf dem Kopf, Mappe und Sonnenschirm unter dem linken Arm, in der Rechten einen langen Wanderstock. Droben, auf der Höhe des Monte Pincio, stellte er seine Utensilien unter einen Baum, rastete auf einem Stein und nahm die Mappe, um die Skizzenausbeute des Tages noch einmal zu übersehen. „Was wollen die denn? Das ist doch nichts Minderwertiges, was ich hier vollbracht habe.“ Jeder Linie, jeder Perspektive, jeder Auffassung ging er nach und fand alles gut. Und doch, als er die Deckel zusammenklappte, da war es wieder da: das unfrohe, niederstimmende Gefühl des Selbst-Nicht-Befriedigtsein. Was war das nur? Woher kam diese friedlose Unrast? Er sah hinunter auf die ewige Stadt, aus der sich beherrschend der Dom von Sankt Peter, das Pantheon und das Kolosseum emporhoben. Rom! War er hier nicht am Ziel seiner Wünsche? Mußte er hier nicht überströmen im Rausch tausendfältiger Eindrücke? Nachdem es ihm endlich gelungen war, den beengenden Kock des Staatsbeamten auszuziehen, vergönnt war, unter der Farbenglut römischen Himmels zu sitzen, zu schwelgen und zu malen? Nein, auch hier die Unrast, die Unruhe des Herzens, das über allen Glanz des antiken Landes immer wieder sehnsüchtig den Weg zurückfand in das stille, ferne Schwarzwaldstädtchen — in dem Emma Heim lebte. Emma Heim, die Schöne, die Vielumworbene, die nichts sah oder nichts sehen wollte von seiner Liebe.

Jemand kam polternd des Weges. Scheffel sprang auf, wies die Grübeleien von sich. „Herz, frach und brich nicht!“ Und griff zum Wanderstock.

Er hatte für heute genug vom Alleinsein, ging nicht nach der Via delle quattro fontane hinüber, wo er wohnte, sondern besuchte das Ehepaar Engerth, mit dem er seit langem befreundet war. Wie immer herzlich aufgenommen, saß er mit den beiden im engen Gartenhof, dicht am Fenster, von dem aus der Lichtschein herausdrang. Der linde römische Abend, das Halbdunkel des Hofes, das Grillengezirpe, das alles stimmte zur Versonnenheit. Auf Engerth's

Frage, wo er heute gewesen sei, erzählte Scheffel von seinem Ausflug, was er dabei gesehen, erlebt, gedacht. Es war nichts Bedeutendes, allein die Art, in der Scheffel seine Geschichte und Erlebnisse schilderte, war so phantasievoll über nüchterne Tatsachen erhoben, war so bildhaft anschaulich und zugleich so geschickt mit historischen Erinnerungen verflochten, daß Frau Engerth nach einer halben Stunde des Zuhörens erstaunt ausrief: „Aber, Scheffel, warum schreiben Sie das alles nicht auf? Sie sind ja ein Dichter!“

Scheffel zog die Stirn kraus. „Ich bin ein Maler und nichts weiter.“

„So viel ich weiß,“ wandte Engerth ein, „hast du doch auch schon früher die Feder zur Hand genommen. Waren's nicht deine ‚Lieder eines fahrenden Schülers‘, die damals in den ‚Fliegenden Blättern‘ erschienen?“

„Schon gut. Aber das ist doch nur nebensächlich. Heute . . .“

Er brach ab, wollte nicht lügen, nicht zugeben, daß er auch jetzt noch die Feder zur Hand nahm, daß er erst leztlich hier in Rom die „Lieder des jungen Werner aus Welschland“ geschrieben hatte.

Als er spät abends mit grübelnden Gedanken in seiner Wohnung ankam, nahm er wiederum seine Skizzenmappe hervor, blätterte prüfend darin, trozend erst und dann doch wieder zweifelnd. Nein, nein, sie waren nicht schlecht, nicht gepfuscht, und doch . . . sie gaben zu wenig Ausdruck von dem, was er hineinzulegen beabsichtigt hatte. Das ungestüme Drängen in seiner Brust, die gestaute Erregung, die ihn ruhelos umhertrieb, fand hier keine Lösung, keine Erlösung. Aber das pochende Drängen in ihm mußte einen Ausbruch, einen Weg finden. Und Scheffel setzte sich noch in der Nacht an den Tisch und schrieb, schrieb seiten- und seitenlange schilderungsreiche Briefe in die Heimat.

Dann saß er wieder draußen auf den Höhen der Campagna unter dem breiten Sonnenschirm, den Zeichenblock auf den Knien. Aber es wurden keine Linien, es wurden Worte und Verse, abermals ein Lied des jungen Werner.

Seit der Zeit, da er damals als Rechtspraktikant in Säckingen amtierte und dort auf dem

Friedhof die alte Grabinschrift gefunden hatte, die von dem in gegenseitiger Liebe unvergleichlichen Ehepaar Werner Kirchofer und Maria Ursula von Schönaau kündete, hatte ihn der Gedanke an das Schicksal des jungen Musikers nicht mehr losgelassen; hatte sich inzwischen in innerer Verbundenheit noch vertieft. Denn war er nicht selbst solch ein unglücklich liebender Werner geworden? Was war es denn anders, das ihn die Werner-Vieder schreiben ließ, als sein Herzweh nach dem Schwarzwald?

Und mit jedem neuen Lied, das er hier unten in Rom in verschmelzender Verbindung seiner Gedanken an sein Schwarzwaldlieb mit dem Säckinger Gedenkstein schrieb, versponn er sich tiefer und tiefer in jene alte Mär. Er verflocht sich mit ihr, lief in seinen Gedanken nicht mehr als Scheffel, sondern als Werner Kirchofer auf einsamen Wegen umher. Hatte er nicht schon damals in Säckingen einen Entwurf zur Gestaltung dieses Stoffes niedergelegt? Er kramte ihn hervor, versank in die Phantasie dieses Liebeschicksals, vergaß Rom, die Freunde, die Malerei ...

Eines Tages war er aus Rom verschwunden. Niemand wußte wohin.

*

Weithin Meer. War das Sorrent dort in der Ferne? Weißglänzender Strand, scharfe Klippen, zackige Felsen, Barken im Hafen, Fischer, die träge sich sonnen, weil Nachtwerk ihr Tagwerk ist, schwarzhaarige Mädchen mit schweren Ohrgehängen, Lasten auf ihren Köpfen tragend, oben der Felsen von San Michele, und droben das weltferne Ana-Capri, weiße, von Reben umspinnene Häuschen unter der schlichten Kirchenkuppel; Glockenklänge, die hinaus ins Meer verhallen ... Insel-Einsamkeit.

Sechs Wochen lebte Scheffel auf Capri. Lag am Strand und träumte von Werner und Maria Ursula; stand auf Klippen und Felsen und sah den hartherzigen Freiherrn von Schönaau, der seine Tochter nicht einem Musiker geben wollte; saß vor den Schänken, die „Tränen des Tiberius“ als roten Wein trinkend, und hatte niemand bei sich als den imaginären Vater Siddigeigei; hockte nachts in seinem Albergo — und schrieb.

In diesen sechs Wochen auf Capri wurde aus dem irrtümlichen Maler für immer ein Dichter. In diesen sechs Wochen schrieb Josef Victor von Scheffel sein erstes größeres Werk, den „Trompeter von Säckingen“.

Cosi fan tutte

Eine Mozart-Skizze von Stephan Georgi

Brelle Nachmittagssonne glühte auf dem Rot der Samtvorhänge, spielte auf seidenen Polstern zierlich geformter Stühle, stöberte in Bücher- und Notenregalen, sandte aus dem Prunkspiegel flimmernde Reflexe umher.

Mozart erhob sich unmutig vom Instrument, ging zum Fenster, um die Gardinen zu schließen. Vielleicht gelang es im abgeschlossenen Halbdunkel besser. Allein so oft seine Finger auch in immer neuen Anläufen über die Tasten glitten, er fand nicht, was er suchte, war nicht in der rechten Verfassung, die erforderliche kokett-verführerische Stimmung des Tongefüges

zu treffen. Hatten ihn die Sorgen und Mißhelligkeiten der letzten Zeit derart ausgehöhlt? Oder lag es allein an der flachen Frivolität dieses „Cosi fan tutte“-Textes, an dem begeistert sich zu erwärmen schwer fiel? Heute ging's eben nicht. Warten. Es fruchtet nichts, verkrampt den Kopf zu bemühen. Gott, der Kopf! Wie wenig Verstand braucht's schließlich schon, um schöne Musik zu machen; wenn's nicht aus dem Herzen, aus dem Blute kommt, bleibt's doch nur fades Geklimper.

Vom nahen Turm schlug die Uhr. Der Spielende fuhr auf. „Jessas! Madame Cornelius!“